



HAL
open science

Die Steinbruchhypothese

Leonore Bazinek

► **To cite this version:**

| Leonore Bazinek. Die Steinbruchhypothese. 2024. hal-04696032

HAL Id: hal-04696032

<https://hal.science/hal-04696032v1>

Preprint submitted on 27 Sep 2024

HAL is a multi-disciplinary open access archive for the deposit and dissemination of scientific research documents, whether they are published or not. The documents may come from teaching and research institutions in France or abroad, or from public or private research centers.

L'archive ouverte pluridisciplinaire **HAL**, est destinée au dépôt et à la diffusion de documents scientifiques de niveau recherche, publiés ou non, émanant des établissements d'enseignement et de recherche français ou étrangers, des laboratoires publics ou privés.

Copyright

Die Steinbruchhypothese

Leonore Bazinek

„Mit dem Annehmen ists nicht gethan;
man muss untersuchen,
und zwar von Grund aus.“
Johann Friedrich Herbart,
Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie,
1837, 203

Über den ersten Satz eines Textes gibt es viele Sagen und Mythen. Wahr davon ist, dass ein Autor tatsächlich vor diesem Problem steht. Der erste Satz wird deshalb auch oft erst zum Schluss geschrieben.

Das ist keine bloße Anekdote im Dienst eines Einstiegs, der beeindrucken will. Es ist vielmehr ein unmittelbarer Sprung in unsere Problematik, welche ich folgendermaßen fasse: Kann man den Kern (neu)rechten Denkens ausmachen und wenn ja, kann man ihn fundiert philosophisch kritisieren? Wenn man, so schlage ich vor, so, wie in der Eingangsfrage nach dem ersten Satz das „erste“ keine zeitliche Folge betrifft, sondern ein Prinzip, auch das „neu“ im (neu)rechten Diskurs nicht etwa als ein „Neues“, das dem „Altem“ zeitlich nachfolgt, sondern als Prinzip einer komplexen rhetorischen Strategie auffasst, dann kann man beide Fragen bejahen. Rechtes Denken beruht auf Prinzipien, die der philosophischen Analyse und Kritik zugänglich sind. Diese Prinzipien bieten die Kriterien, durch die man neurechtes Denken identifizieren und davon unterscheiden kann. Schwierige Aufgabe, bei der es noch dazu zu vermeiden gilt, im lautstarken, medienwirksamem Pingpong der Klischees unterzugehen. Denn mögen Klischees, wie etwa das des Nazi-Raudis, die auch oft in der Forschungsliteratur stillschweigend vorausgesetzt werden, ihren Platz haben, insofern als sie eine didaktisch sinnvolle Komplexitätsreduktion gestatten, so ersetzen sie weder Grundlagendebatten noch detaillierte Textanalysen. Verbleibt man auf der Ebene des Schlagabtauschs, dann wird, letztendlich, das neurechte Denken temporär siegen. Denn es stehen sich, wenn es um diese Denkform geht, nicht mehr Meinungen gegenüber, sondern es stehen Meinungen gegen Überzeugungen. Unter „Meinung“ wird hier eine Auffassung verstanden, die man ohne Identitätsverlust der Diskussion aussetzen könnte, denn man bezieht sich nicht auf einen ideologischen Referenzrahmen, sondern auf die Anerkennung einer prinzipiellen Gleichheit aller Menschen. Unter „Überzeugung“ wird hingegen die Unterordnung unter ein System von Vorannahmen verstanden, dessen Infragestellung dann immer auch die eigene Person infrage stellt. In unserem Zusammenhang kann man grob sagen dass „rechtes“ Denken sich, ebenso wie „linkes“ Denken, auf den durch das französische Revolutionsgeschehen von 1789 formulierten Menschenrechtsanspruch bezieht. Neurechtes

Denken hingegen gibt sich mit Meinungsbildung nicht zufrieden, sondern zielt grundsätzlich die Ebene der Überzeugungen an. Es geht darum, in der Öffentlichkeit einen Stimmungswandel herbeizuführen. Was hier als Kritik verstanden wird, bezieht sich nicht auf das Denken der politischen Gegner, sondern klagt ihn an, das Volk in Missverhältnisse zu führen.

Diese theoretischen Unterscheidungen bedeuten selbstverständlich nicht, dass man Beides im Alltag klinisch trennen könnte. Meinungsbildung und Stimmungswandel scheinen untrennbar. Je härter jedoch der Schlagabtausch wird, desto stärker werden die Beteiligten auf ihre Positionierung zurückgeworfen. Gibt man den Überzeugungen Spielraum, den sie ausnutzen können, dann zerbrechen sie durch die ihnen innewohnende Macht den Widerstand. Sobald dieser wieder erstarkt, kann das Ruder herumgerissen werden. Dieses Erstarren aber, so argumentiere ich, kann nur durch eine scharfe Analyse, durch ein regelrechtes Aufklären der diese Überzeugungen tragenden Lehrsysteme, sowie dem Aufzeigen der unmittelbaren Handlungsfolgen, die alles andere als harmlos sind, geschehen. Nehmen wir zum Beispiel die Forderung nach verstärkten Investitionen in den Bildungsbereich. Sie ist nicht automatisch „links“. Man muss schauen, ob „Bildung“ nicht etwa größtenteils auf Ausbildung von Kompetenzen und Wissenserwerb eingegrenzt wird? Ob man auf vermehrten Lernstoff, stärkere Autorität, vermehrte oder verschärfte Prüfungen statt auf intellektuelle Durchdringung und Problematisierung (die ja die eben genannten Punkte nicht ausschließen, aber sie an ihren angemessenen Ort der Mittel verweisen) setzt? Ob man eine Krisendiagnostik erstellt und dadurch diffuse Ängste vor Verlusten schürt? Und für diese Krisen Schuldige ausmacht? Und wie wird Forderungen nach einem kritischen, distanzierenden Umgang mit Wissen begegnet?

Meine Überlegungen stützen sich in erster Linie auf ein langjähriges Studium der Schriften einiger deutscher Autoren, die zwischen den 1860er und 1920er Jahren geboren sind. Sie beanspruchen eine neue Weltanschauung. Im Namen dieses schillernden Ausdrucks klagen sie die Überwindung des Parteiensystems und, damit einhergehend, die Nivellierung der Rechts-Links-Strukturierung der politischen Szene ein. Um dies zu begründen, radikalisierten sie die Notion des Volkes auf eine beeindruckende Weise. Neurechtes Denken erweist sich, bei genauerer Analyse, als euphemisierendes Synonym für „völkisch“. Manche seiner Protagonisten treten nun tatsächlich als „Philosophen“ auf; andere hingegen grenzen sich von der Philosophie scharf ab und fordern selbst ein anderes Denken, einen anderen Anfang. Sie bekräftigen hierfür, von einer anderen Mitte aus zu denken. Durchgängig definiert man sich als Bewegung, die über die Jahrtausende hinweg schon immer dieselbe sei. Die Bewegung muss, so ihre Vertreter, der jeweiligen gesellschaftlichen „Situation“ oder, wie sie auch gerne sagen „Lage“, angepasst werden, wenn sie überleben möchte. Das versteckt sich hinter dem Wörtchen „neu“ – zwar geht es gut

um etwas, das in der Zeit stattfindet, aber es bleibt sich immer gleich. Der Inhalt dieser Anpassungen kann prinzipiell alles umfassen. Dass aber sich angepasst werden muss, um eben die völkische Grundüberzeugung durchzusetzen, bleibt sich immer gleich.

Diese Anpassung geschieht dadurch, dass anhand der Kriterien ihrer Weltanschauung die kulturelle Produktion einer Gesellschaft reinterpretiert wird. „Steinbruchhypothese“ besagt also, dass die neurechten Denker Brocken aus den kulturellen Produktionen herausbrechen und in das eigene Gedankengebäude reinterprezierend einbauen. Das Neurechte profiliert sich also durch einen strategischen Umgang mit Kultur. Das „Steinbruchverfahren“ verleiht der Bewegung den oft konstatierten schillernden, proteusförmigen Charakter, mit dem auch die Gerichte zu kämpfen haben, wenn es um konkrete Einschätzungen geht. Außerdem erlaubt es, im Gegenzug, reinterpretierte Elemente in den öffentlichen, gar „linken“, Diskurs einzuschleusen.

Warum dieses Vorgehen? Die Überzeugung, dass der einzelne Mensch Glied eines Ganzen – des Volkes – ist, impliziert das Verdammen individueller Kreativität. „Kreativität“ wird auf Reproduktion reduziert. So gesehen kommt auch das häufig konstatierte Theoriendefizit nicht etwa daher, dass es zu wenige gut ausgebildete „neurechte“ Köpfe gäbe, sondern ist eine unmittelbare Konsequenz ihrer grundsätzlichen Überzeugungen. In diesem Rahmen wird auch die Notion der Kritik verlagert. Man ersetzt das theoretische Denken vermittels einer vorgeblichen, geschickten Aristoteles-Interpretation durch eine prinzipielle, unhintergehbare Trennung der Bevölkerung in Freund oder Feind.

Kann man den Kern, diese andere Mitte, diese Denkens ausmachen? Allem Anschein nach geht es darum, gesellschaftlich wirksame Strategien und Mechanismen einzusetzen, die dem Einzelnen sein Ich stehlen; den einzigen Besitz, den er wirklich und unwiderruflich hat *qua* seines Menschseins. Dieses Vorgehen erlebte einen Riesenaufschwung durch die Ausdifferenzierung der Philosophie in verschiedene selbständige Einzelwissenschaften um 1800. Insbesondere die Psychologie, die Pädagogik und die Anthropologie spielen hier eine Rolle. Man hebt immer die Rolle der Philologie hervor, die jedoch einen anderen erkenntnistheoretischen Status hat. Allerdings gilt es noch, die etwa zeitgleich entstandene Soziologie zu nennen, die eine etwas andere Genese hat, aber zum Kampfplatz *par excellence* zum Durchsetzen völkischen Denkens wurde. Als „linke“ Wissenschaft verschrien, wird kaum beachtet, dass die wissenschaftliche Begründung einer Soziologie nicht etwa nur auf August Comte (1798-1857) oder gar Karl Marx (1818-1883) zurückgeht, sondern auch auf Ludwig Gumplowics (1838-1909). Gumplowics entwarf, unter anderem durch die Reinterpretation von Comtes Werk aus der oben angedeuteten „neuen“ Perspektive, eine Soziologie, die die Grundlagen eines ungemein gefährlichen „Denkens“ stützt.

Gibt es eine Perspektive für eventuelle philosophische Kritik? Man kann, so präzise wie möglich, aufzuzeigen versuchen, wer was wann und wie deutet und welche Gedankenmuster dadurch gestärkt bzw. in Umlauf gesetzt werden. Man darf sich allerdings nicht der Illusion einer Trennung von Leben und Werk hingeben. Selbstverständlich bleiben trotz der kontrafaktischen Gleichschaltungsideologie die individuellen Unterschiede der einzelnen Autoren erhalten, aber es geht darum, prinzipiellen Denkvoraussetzungen herauszufinden und nicht etwa, Persönlichkeiten zu beurteilen. Die Biographien sind also abzuklopfen nach eventuellen politischen Aktivitäten, Zugehörigkeit zu Organisationen usw.; andere Veröffentlichungen neben der wissenschaftlichen Produktion heranzuziehen. Erstveröffentlichungsdaten sind ebenfalls sehr wichtig sowie detaillierte Vergleiche verschiedener Auflagen, sofern diese vorhanden sind. Und nicht zuletzt das Zitationsgewebe: wer wird zitiert in welchem Zusammenhang? Das bedeutet, dass man diese Texte gut beherrschen muss. Diese eingehenden Studien einzelner Texte ist durch entsprechend Lektüren der ideologischen Genossen zu ergänzen – und nicht etwa durch oder nur durch die Schriften der Disziplinkollegen.

Lektürearbeiten verschaffen einen Überblick, der allerdings durch (eventuell vergleichende) semantische Analysen ergänzt werden sollte. Und wenn man meint, etwas verstanden zu haben, dann ist es nochmals abzuklopfen, um zu vermeiden, dass man doch noch irgendwie gängige Klischees mitschleppt. Auch aus dem abstrusesten mythomanischen, inkohärenten oder grausamen Text kann man die Argumentationslinien isolieren. Eine solche Arbeit fordert in allererster Linie Geduld; ihr größter Feind ist nicht etwa der ideologische Gegner, sondern ein voller Terminkalender ... Sie führt außerdem dazu, sich von seinen eigenen Sicherheiten zu lösen, denn letztlich bleibt als Bezugspunkt die vernünftige Selbstvergewisserung; „Identität“ wird eher an methodologisches Können denn inhaltliche Einschreibung in einen theoretischen oder ideologischen Rahmen gebunden.

Das ist ja eigentlich nichts Besonderes, sondern sollte ja für alles philosophische Forschen gelten. In der aktuellen wissenschaftspolitischen Atmosphäre aber stellt es vor enorme Herausforderungen, denn es geht um eine Meta-Perspektive. Es ist in der Tat nahezu unmöglich, derartige Untersuchungen in den Dispositiv der Programmausschreibungen einzufügen. Auch sieht man sich mit einem seltsam zwiespältigen Kulturverständnis konfrontiert. Einerseits setzt man auf Kultur, auf Bildung und Ausbildung möglichst vielfältiger kreativer Formen, um eine lebendige Gesellschaft zu ermöglichen – andererseits schiebt man gerade den kulturellen Traditionen zu, freiheitsunterdrückendes und fortschrittsfeindliches Denken zu beherbergen: Sind es denn nicht gerade die Kulturen, die sich im Kampf befinden auf Kosten einer einen, universalen Menschheit? Sind es nicht die Kulturen, die vermittels ihrer Riten das Individuelle

und Menschliche einebnen? Oder, wenn man schon bereit ist, der Kultur positive Züge zuzugestehen, ist es nicht gerade das Kulturelle, in das sich die Besten der Menschheit flüchten, um den konkreten Problemen auszuweichen, die die alltägliche Politik stellt?

Doch kann man, angesichts der Kulturleistungen in Geschichte und Gegenwart, um es mal plakativ zusammenzufassen, berechtigterweise argumentieren, dass der Mensch ein Mängelwesen ist, dass er zum Vorlaufen in den Tod bestimmt ist, dass es sich bei Kindern um führungsbedürftige Dinger handelt, dass man zwischen lebenswertem und lebensunwertem Leben entscheiden muss, um ein gesundes Volk herzustellen, dass das Volk in Typen, Stände, Charaktere usw. zu gliedern ist, um seinen Organismus am Leben zu erhalten, dass letztendlich jeder jedem entweder Freund oder Feind ist? In diesem Rahmen, den ich aus Zitatfetzen verschiedener völkischer Autoren karikierend aufspanne, geht es nur um eines: feststellen, wer das Recht auf Leben hat oder, knapper formuliert, um Lebensrecht oder Ausrottung, *tertium non datur*. Pseudokulturelle Angebote dienen dazu, die Kraft und die Freude der Volksgenossen zu bewahren. Außerhalb eines instrumentellen Gebrauchs als Stimmungsmacher wird in der „Kultur“ das Gift vergangener Zeiten allzu großer Toleranz gesehen.

Außerdem, und damit kommen wir zu einem der hartnäckigsten Vorwürfe gegen die Kultur, den insbesondere Gumpowicz stark machte, sei sie es, die Kriege bewirke. Denn einerseits verblende sie die Menschen, indem sie ihnen die Möglichkeit friedlicher Auseinandersetzungen vorspiegle und sie dadurch verweichliche und kampfesunfähig mache. Andererseits aber gibt sie heuchlerisch große Ideale vor, in deren Namen dann allerdings die schlimmsten Kriege geführt würden. Es seien also eigentlich die „Kulturen“, die miteinander in Krieg treten

Kommen wir zum Schluss. Auf den ersten Blick scheint es so, dass ich undifferenziert und dichotomisch zwei grundsätzliche Denkhaltungen einander gegenübergestellt habe, doch wenn man genauer hinschaut, wird man bemerken, dass auch das sogenannte „neurechte“ Denken lediglich eine der Möglichkeiten ist, die die menschliche Kreativität birgt. Ausserdem besagt die „Steinbruchhypothese“, dass es nicht selbständig bestehen kann; dass es, anders ausgedrückt, in Bezug auf das Denken immer sekundär ist.

Obwohl man versuchen kann, auch historische Anfangspunkte zu finden – so etwa in jüngster Zeit die Erhebung gegen Napoleon, oder die Preußische Machtkonzeption, die dann in Bismarck ihre Verkörperung fand oder die Pariser Vorortverträge (Stichwort „Versailles“) von 1919 – so plädiere ich dafür, dass wir uns konkrete methodologische Hinweise geben die es erlauben, dieses „Denken“ zu perspektivieren; zu sehen wie sich jene „Denker“ gegenseitig erhellen oder besser verstärken und wie man ihre Verbrämungen herausfinden kann. Die Motivation für eine solche Arbeit findet man, sobald man – das jedenfalls ist die Hoffnung, eventuell Erwartung, die ich mit

diesem Essay verbinde – zutiefst erfasst hat, was dieses Denken im Kern ausmacht, welches Gesellschaftsmodell es anzielt.